Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 37 (1995)

Artikel: Mein erstes Vikariat auf Stels

Autor: Weisskopf, Traugott

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972104

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein erstes Vikariat auf Stels

von Traugott Weisskopf

Redaktionelle Vorbemerkung

Der vorliegende Bericht von Prof. Dr. T. Weisskopf, Absolvent der Evangelischen Mittelschule Schiers und emeritierter Professor der Pädagogik, Universität Bern, ist zum einen den Enkelkindern seines Autors zugedacht – gestaltet als Albumblatt einer Folge von Lebenserinnerungen, zum andern soll er meinen historischen Aufsatz über Gesamt- und Mehrklassenschulen in anschaulicher, erlebnisreicher Weise ergänzen. *P. M.*

Wer als «Unterländer» zum ersten Mal ins Prättigau fährt, zudem noch als Sechzehnjähriger, mit dem bangen Gefühl, einer Aufnahmeprüfung ins Lehrerseminar Schiers entgegenzusteuern, erlebt nach der Durchfahrt der Engnis «Klus» eine erste, die Seele und den Geist weitende Befreiung. Die drohenden Bergflanken treten zurück und lassen Raum für eine Auen- und Wiesenlandschaft, die Neues verspricht. Beim Verlassen der Rhätischen Bahn in Schiers traf mich wie ein coup de foudre die bezwingende Schönheit der hellen Kalkflühe des Rhätikons. Die ganze Landschaft schien mir symbolisch für das anzustrebende Ziel und nicht zuletzt für die persönliche Situation: Das Tal mit seinen Dörfern in den Nischen, die Siedlungen auf den Terrassen, die voralpinen Höhen über der Baumgrenze und dahinter wie eine Verheissung auf Hohes und Höchstes die steilen Dolomitwände.

... Im dritten Jahr meiner Schierser Ausbildung suchte der Dorfpfarrer Werner Graf einen Seminaristen, der bereit wäre, die Sonntagsschule auf Stels zu übernehmen. Auf verschlungenen Wegen gelangte diese Anfrage auch zu mir. Noch in der gleichen Woche besprach ich das ganze Vorhaben mit Pfarrer Werner Graf, der dann auch dafür sorgte, dass am ersten Sonntag im November das Schulzimmer auf Stels geheizt war. Mehr als zwanzig Kinder, vom Vorschulalter bis etwa zum 14. Altersjahr, erschienen und warteten gespannt darauf, was ihnen der junge Seminarist klopfenden Herzens zu erzählen wusste. Bald gewöhnten wir uns aneinander und wurden vertraut, machte ich es mir schon hier zur Pflicht, sämtliche Teilnehmer mit Namen zu kennen.

Zum unauslöschlichen Eindruck des winterlichen Sonntags gehörte nicht nur die geradezu phänomenale Aufmerksamkeit, mit der die Schar zu lauschen verstand, sondern auch der etwa anderthalbstündige Anstieg von Schiers zur Stelser Höhe. Wenn ich über die Schraubachbrücke schreitend bald einmal die ersten Häuser von Fajauna erreichte und, immer die schmalen Weglein der Abkürzungen benützend, verhältnismässig rasch die untern Wiesenhänge von Stels erklomm, öffnete sich für mich jedesmal neu das imposante Panorama des Rhätikons. Je nach den Wetterverhältnissen zeigten sich die Kalkwände in besonderem Licht oder waren gar, zu meiner grossen Enttäuschung, in Wolken gehüllt. Sobald es die Schneehöhe erlaubte, benützte ich selbstverständlich auch die Skier. Das Ersteigen mit Fellen war eine grosse Erleichterung. Die Abfahrt über die Wiesen hinter Fajauna war ein Genuss. Manchmal benützte ich den sonnigen Tag auch zu einem Ausflug aufs Chrüz. Vom «Prättigauer Rigi» aus steht man den Flühen gerade gegenüber und kann sich an der mächtigen Bergkette von der Scesaplana bis zur Scheijenfluh erfreuen.

Drusenfluh mit Schweizertor (Rhätikon) von Stels aus, gezeichnet von Madeleine Weisskopf-Piaget.

Damals hätte ich mir nicht geträumt, dass ich nur ein Jahr später weitaus länger als nur einen Sonntagmorgen mit den Stelser Kindern zusammensein würde. Im Februar 1941 fand man nämlich für Lehrer Stefan Disch, den späteren Schulinspektor, keinen Ersatz während dessen Militärdienst. Die Schierser Schulkommission erkundigte sich bei der Direktion der Evangelischen Lehranstalt nach einem Seminaristen, der diese Aufgabe übernehmen könnte. Ich weiss nicht, ob innerhalb der Schule schon bekannt war, dass ich die Stelser Verhältnisse durch meine Tätigkeit als Sonntagsschullehrer übersehen konnte. Anscheinend einigten sich Direktor Witzig, der Pädagogiklehrer Dr. Stückelberger und der von mir hochgeachtete Übungslehrer Johann Rehli darauf, dass ich diese Aufgabe übernehmen könnte. Erstaunlich rasch wurde alles angeordnet, die Stelser Eltern mit schulpflichtigen Kindern informiert, im Stelserhof, dem heutigen Hof de Planis, in dem zu dieser Zeit französische Soldaten interniert waren, ein Zimmer reserviert und die Verpflegung des Seminaristen abgesprochen. Ich freute mich über diesen Vertrauensbeweis, suchte alle Lehrmittel für die Primarschulstufe zusammen, packte sie in meinen Rucksack und machte mich auf den mir wohlbekannten Weg. Obschon ich fast alle Schülerinnen und Schüler ja bereits kannte, spürte ich doch ein mehr oder weniger grosses Unbehagen. Werde ich diesen Anforderungen genügen können? Wie muss ich einen Unterrichts- und Arbeitsplan für eine im Prinzip achtklassige Schule aufbauen? Was darf ich erwarten? Wie ist der Stand der einzelnen Klassenzüge? Werde ich auf Unterlagen des Lehrers stossen, die mir weiterhelfen?

In der sogenannten Musterschule des Seminars hatten wir zwar die Arbeitsweise mit mehreren Jahrgangsstufen kennengelernt, wenn auch nur in stark vereinfachter und reduzierter Form. Die beiden Übungsklassen bestanden ja nur aus je drei Klassenzügen, und der Musterschullehrer stand im Hintergrund und sorgte für die Stillbeschäftigung. Und jetzt sollte ich also rund 25 Schüler von der ersten bis zur letzten Klassenstufe unterrichten und für sie alle Stoff und Zeit bereithalten. Im Kopf begann es zu wirbeln. Ich studierte die Lehrpläne, orientierte mich über die einzelnen Anforderungen in den Fächern, legte mir zurecht, welche Klassen in welchen Fächern zusammenzufassen, welche Themenkreise anzugehen, worauf das Schwergewicht in der begrenzten Zeit zu legen wäre.

Mit guten Ratschlägen meines Musterschullehrers stieg ich am Sonntagabend in die Höhe, bezog das Zimmerchen im Stelserhof und suchte noch das Schulhaus auf, das immer offenstand. Glücklicherweise fand ich die erhofften Hinweise von Stefan Disch, die mir sehr nützlich waren.

Am andern Morgen – ich durfte meine Mahlzeiten jeweilen in der Küche einnehmen, da der ganze Stelserhof, wie schon erwähnt, mit Internierten belegt war – machte ich mich frühzeitig auf zum Schulhäuschen, wo bereits der für diese Aufgabe bestimmte Knabe mit dem Einheizen des Ofens beschäftigt war. Ich staunte darüber, wie selbstverständlich dieser etwa zwölfjährige Schüler alles richtete, die

Scheite für das Nachfeuern bereitlegte und mir, so weit es nötig war, zur Hand ging. Nie musste ich ihn an seine Pflicht ermahnen. Von sich aus erhob er sich während der Stunde, wenn er das Gefühl hatte, Nachschub an Heizmaterial wäre jetzt dringend nötig. Diese eingeübte und schon vom Elternhaus her in Fleisch und Blut übergegangene Tüchtigkeit, eine Aufgabe zu übernehmen und selbständig durchzuführen, machte auf mich einen starken Eindruck. Diese Hilfsbereitschaft zeigte sich auch darin, dass ohne grosses Bitten die älteren Schüler den jüngern beistanden, stets in geradezu rührender Selbstverständlichkeit. An einen Erstklässler mag ich mich noch gut erinnern, dessen Schwester das sechste oder siebte Schuljahr besuchte. Wenn er nicht mehr weiter wusste oder auf Schwierigkeiten beim Lösen der Aufgabe stiess oder sonstwie von irgendwelchen Problemen heimgesucht wurde, ging er einfach zu ihr und liess sich helfen. Dies brachte nicht etwa Unruhe in die Klasse oder störte die anderen Schülerinnen und Schüler. Alle waren an derartige Hilfen und Beistand gewöhnt und nahmen kaum mehr Notiz davon. Dabei waren die äusseren Bedingungen für dieses gegenseitige Helfen gar nicht günstig. Die Möblierung bestand aus je vier Bankreihen mit fünf fixen Arbeits- und Sitzflächen, alles starr aneinandergebaut. In der Mitte des Raumes blieb ein Gang frei. Auf der linken Seite stiessen die mehrsitzigen Bankreihen an die Wand, auf der rechten an die gegen Westen gerichteten Fenster. Das heute noch bestehende Schulhaus weist einen einzigen Raum auf. An der Nordseite sind die Toiletten und der Schopf fürs Brennholz untergebracht.

Die Zusammensetzung der Schülerschaft – die meisten kannte ich ja schon von meiner sonntäglichen Tätigkeit her – entsprach nicht in allen Teilen einer Gesamtschule im Tal. So weit ich mich erinnern kann, stellte eine Familie mehr als einen Fünftel der Kinder. Sie wohnte zudem am weitesten vom Schulhaus entfernt. Einige der Knaben und Mädchen blieben über Mittag im Schulhaus und verpflegten sich während der einstündigen Mittagspause im Schulzimmer, nicht nur die Kinder dieser grossen Familie. Ein Mädchen ist mir noch gegenwärtig. Es war das reifste und umsichtigste von allen, auch das leistungsmässig beste, das in musterhafter Weise für seine Geschwister sorgte, aber auch für andere. Es kam auch vor, dass sich jüngere und jüngste Schülerinnen und Schüler an die anerkannte Führerin richteten statt an mich, was mir eine grosse Erleichterung war. Sie konnte mir auch übermitteln, was ihr jüngere anvertrauten, wenn sie Schwierigkeiten hatten.

Schier unlösbar schien mir das Problem der grossen Leistungsunterschiede in den zentralen Fächern Sprache und Rechnen. Da gab es einen Fünftklässler, der sich noch sehr schwer mit dem Lesen tat. Bei kleinen Sprachübungen oder gar einem Aufsätzchen war es kaum möglich, dem Geschriebenen einen Sinn zu entnehmen, ganz abgesehen von der Rechtschreibung. Die Leistungen im Rechnen waren eher besser, aber innerhalb des gleichen Jahrgangs mit grossen Unterschieden. Singen gefiel den Kindern noch recht gut, alle versuchten da mitzutun, nur bei älteren Knaben harzte es ein wenig. Zeichnen und Turnen hingegen sagten den meisten zu, wobei man sich unter Turnen nichts sonderlich Aufregendes vorstellen darf. Im Schnee rund ums Schulhaus probierten wir einige Freiübungen, garnierten sie mit Purzelbäumen, kleinen Wettläufen hangauf und -ab, hängten uns ans Reck, das etwas verloren aus dem Schnee ragte, und vergnügten uns bei improvisierten Spielen. Skier hatten nur sehr wenige der Schüler, vielleicht zwei oder drei, so dass ein Skiunterricht ausser Betracht fiel.

Am meisten gefiel, so vermute ich, die «Heimatkunde», die ich fachgerecht aufzubauen versuchte. Ausgehend vom Schulhaus und vom eigenen Wohnhaus erweiterten wir die Kenntnis der näheren und weitern Umgebung und hielten sie auf einem kleinen Plan fest. Noch deutlich steht mir vor Augen, wie ich die Himmelsrichtungen einzuführen und darzustellen versuchte. Nachdem ich auf der Wandtafel die Windrose aufgezeichnet hatte, nahmen wir die schwarze Scheibe vom Gestell, gingen hinaus und legten sie in den Schnee. Ich sehe jetzt noch die ganze Schülerschaft um die schwarze

Wandtafel im glitzernden Schnee geschart, über uns ein stahlblauer Februarhimmel, um uns die Weite der Landschaft – die Grauen Hörner über der Klus, in der Nähe Vilan und Sassauna, im Rücken der Anhöhe der hellleuchtende Rhätikon, talaufwärts Casanna und die Heuberge. Zur Freude aller richteten wir dann die Tafel so, dass die Windrose zum Stimmen kam. Die kleineren Schüler durften sich einmal gegen Norden stellen und auf nahe und entferntere Objekte zeigen. Für die Mittel- und Oberstufe galt es, die Zwischenhimmelsrichtungen zu benennen und markante Punkte ausfindig zu machen.

Wie es für eine Gesamtschule bezeichnend ist, verging die Zeit im Nu. Von einer Klassenstufe zur anderen hangelnd, hatte ich am meisten Mühe damit, einen oder zwei Jahrgänge in bestimmten Disziplinen zu fördern und mich ihnen über eine gewisse Zeit zu widmen. Schon drängten wieder andere Bedürfnisse nach oben, Zwischenkontrollen mussten durchgeführt werden, neue Arbeitsblätter oder Aufgaben bereitgestellt. Ich wurde richtiggehend herausgefordert, nicht nur in bezug auf Vorbereitung und Organisation, sondern auch physisch. Ich entwickelte einen enormen Appetit, den ich, wie schon vermerkt, in der Küche des Stelserhofes, also direkt an der Quelle, stillen durfte. Die Köchin war sehr verständnisvoll und versorgte mich mehr als nur gut. Sie hatte auch zum Zvieri immer eine kleine Überraschung bereit. Ich hatte mich ja sofort hinter die Präparationen für den folgenden Tag zu machen, Korrekturen vorzunehmen, mich stofflich zu vertiefen, damit ich anderntags mit neuem Elan vor die Schülerschar treten konnte.

Mir fällt eigentlich erst jetzt auf, dass ich während des ganzen Vikariats nie kontrolliert wurde, weder von einem Schulinspektor noch von seiten der Schulkommission oder des Seminars noch von seiten der Eltern. Auch später habe ich nie eine Rückmeldung erhalten, sei sie positiv oder negativ. Es war mitten im Krieg – und da erwartete man von jedem, wo er auch sei, den vollen Einsatz und damit basta!

Disziplinarschwierigkeiten gab's übrigens nie. Strafen oder andere Sanktionen waren vollständig unnötig. Von Anfang bis Schluss herrschte eine ruhige, arbeitsame, von verschiedenen landwirtschaftlichen Düften genährte Atmosphäre. Jedes bemühte sich auf seine Weise, das Geforderte zu leisten, obschon der eine oder die andere an den Aufgaben zu scheitern drohte. Wenn einer verlegen in die Ferne blickte, wusste ich bald einmal, dass er in Verständnisnöten steckte. Es kam auch vor, dass einzelne zuhörten, wenn ich mit einer andern Stufe arbeitete oder etwas erklärte oder erzählte.

Überhaupt das Erzählen. Eine dankbarere Zuhörerschaft habe ich später kaum mehr gehabt, auf welchen Stufen meines Unterrichtes auch immer. Das verschaffte mir eine ausserordentliche Befriedigung, dieses gespannte Zuhörenkönnen, diese staunenden Augen, diese Aufmerksamkeit, auch der jüngeren und jüngsten, die vielleicht nicht immer alles zu verstehen, aber doch zu erahnen vermochten. Natürlich gab es auch den verschmitzten Schüler, der, wenn er seine Aufgabe etwas schludrig erledigt hatte, mich keck anlachen konnte, um zu prüfen, wie weit ich ihn ernstnahm. Aber derartiges gehört ja einfach zum Schulalltag.

Nach einer Woche kräftezehrender Arbeit verzichtete ich auf den Gang ins Tal. Ich blieb auf Stels, hielt am Sonntagmorgen die Sonntagsschule und bereitete mich noch gründlicher und angepasster auf die folgende Woche vor. Mir war ja schon vom ersten Tag an bewusst, dass ich den Schülern insgesamt nur in ungenügendem Masse gerecht werden konnte. Die Förderung der Jahrgangs- oder Leistungsstufe kam eindeutig zu kurz, ganz zu schweigen von der Förderung des je einzelnen. Andererseits muss man jedoch erkennen, dass in der Gesamtschule ganz andere Kräfte noch entwickelt werden, die bei einem Einklassen-Unterricht kaum oder nie zum Zug kommen. Ich denke da an die Fähigkeit des Zurückstehens, des gegenseitigen Helfens, des sozialen Miteinanders, wie es in einer Familie mit mehreren verschiedenartigen Kindern die Regel ist. Manchmal denke ich, dass bei der gegen-

wärtigen Diskussion um die Schülerzahlen pro Klasse die Kehrseite der Medaille zu wenig betrachtet wird. Die Überindividualisierung züchtet Vollblutegoisten heran, wie es zwar unserer jetzigen Gesellschaftsform grösstenteils entspricht. Da bleibt für den Erwerb der «Sozialkompetenz» nicht mehr viel übrig. Eine Demokratie kann aber nur bestehen und gedeihen, wenn Rücksichtnahme und Verantwortungsgefühl nicht zu Nebenwerten absinken.

*

Doch zurück zu meinem ersten Vikariat. In der Mitte der zweiten Woche gab es plötzlich einen unerwarteten Abbruch meiner Lehrtätigkeit. Bei den internierten französischen Soldaten traten Fälle von Genickstarre (Meningitis) auf, eine virulent ansteckende Krankheit. Sofort wurde die Schule eingestellt. Da ich im gleichen Haus wie die Erkrankten wohnte, fiel ich ebenfalls unter die Quarantäne, durfte also nicht zurück ins Seminar, um dem Unterricht wieder folgen zu können. Der französische Arzt, ein Leutnant, kam mit den Skiern von Pany her, einem andern Internierungsort, um zum Rechten zu sehen. Nach seinem Gesicht und der körperlichen Verfassung zu schliessen, musste er einiges durchgemacht haben. Ich stand zufällig vor dem Haus, als er eintraf, und vernahm, wie er von seinen Strapazen berichtete. Er musste wohl über Traza und durch das Buchnertobel nach Stels mehr gestampft als gefahren sein. Ein Olympiadeläufer war er bestimmt nicht, aber ein fähiger und entschlussfreudiger Arzt.

Während der Quarantäne klopfte es plötzlich an einem frühen Abend hart an die Türe, die aufgerissen wurde. Ein französischer Soldat mit dem schräg aufgesetzten Käppi fragte in klassischem Elsässisch: «Sind Dir dr Lehrer Wissgopf?» Als ich erstaunt und leicht erschrocken ja stammelte – zum ersten Mal wurde ich offiziell als Lehrer angeredet! – fuhr er fort: «Me will parliere mit Ihne – venez au téléphone.» Wer mochte das sein? Erhalte ich neue Instruktionen? Das Sekretariat der Evangelischen Lehranstalt erkundigte sich nach meinem Ergehen und informierte mich über die Absprachen zwischen Direktion, Militärbehörden und Schulkommission. Sobald keine unmittelbare Ansteckungsgefahr mehr bestehe, könne ich wieder ins Tal hinuntersteigen. Da kein weiterer Krankheitsfall mehr auftrat, wurde nach wenigen Tagen die Quarantäne aufgehoben. Meine Vikariatszeit war dann ohnehin abgelaufen, so dass ich nach diesem ungewöhnlichen Aufenthalt in der Höhe und gegenüber «meinen» Flühen wieder zu meinen Kameraden im Seminar zurückkehren konnte.

Ich hätte mir damals auch nicht geträumt, dass ich nach meiner Diplomierung, also nur etwas mehr als ein Jahr später, ebenfalls eine Gesamtschule übernehmen sollte, diesmal in einem Heim mit 32 sogenannt schwererziehbaren Knaben im Alter von 6 bis 16 Jahren. Stels war somit mein erstes Versuchs- und Übungsfeld, an das ich gerne zurückdenke, besonders aber an die mir liebgewordenen Schülerinnen und Schüler.

Das kurze, aber in jeder Beziehung lehrreiche Vikariat hatte noch ein angenehmes Nachspiel. Ich erhielt nämlich die Aufforderung, mich beim Kassier der Schulkommission zu melden, der mir für die 10 Tage Schulunterricht auf Stels den Betrag von Fr. 50.– ausrichtete mit der Bemerkung, er könne mir leider nicht mehr bezahlen, sie hätten kein Geld. Ich war stolz und irgendwie glücklich über das erste Gehalt, das ich mir als «Lehrer» verdiente, wenn man von den Entschädigungen für Privatstunden an jüngere Schüler in der Evangelischen Lehranstalt absieht. Als Ansatz galten damals 50 Rappen für 60 Minuten Privatunterricht. Von diesen Schülerbatzen habe ich übrigens auch Kerzen und Mandarinen für die Weihnachtsfeier mit den Stelser Sonntagsschulkindern gekauft. So schliesst sich der Kreis wieder. Doch nein – ein selten schönes Ereignis will ich noch erwähnen: Als ich meine Tätigkeit als Sonntagsschullehrer aufgab, verabschiedeten mich die Kinder auf ganz besondere Weise. An diesem letzten Sonntagmorgen gab es eine kleine, von den Teilnehmern selbst veranstaltete Feier, bei der wohl einzelne Eltern im Hintergrund standen. Sie erschienen

aber nie auf der Bildfläche, keinen Vater und keine Mutter habe ich je kennengelernt. Die Kinder teilten Teller, Löffel und Brot aus. Heimlich hatten ältere Mädchen zwei riesige Schüsseln mit «Lugmilch» (geschlagenem Rahm) bereitgestellt und teilten nun reichlich aus, dem «Lehrer» natürlich zuerst. Das leise Schmatzen in der Stille des Schulzimmers und die beinahe andächtige Stimmung werde ich nie vergessen. Ich weiss nicht mehr, wer verlegener und unbeholfener war beim Abschied, der Seminarist oder die zahlreichen Kinder mit dem leichten Schalk in den Augen. Die Überraschung glückte ihnen vollauf.

ZÜLLIG

auf dem Weg ins 2000

Züllig leistet einen der Wasserwirtschaft und uns allen dienenden Beitrag zur Gewässerkontrolle und -sanierung, sowie zur ökonomischen Sicherstellung von Trinkwasser.

Züllig AG 9424 Rheineck/SG
Mess- und Regeltechnik für die Wasserwirtschaft

Telefon 071 / 44 91 11
Telefax 071 / 44 25 24